

## **Alice Grünfelder: Wolken über Taiwan. Notizen aus einem bedrohten Land.**

Zürich: Rotpunktverlag, 2022. 264S., 28 €. ISBN 978-3-85869-943-5

### **Rezension von Thilo Diefenbach**

Dieses Buch geht auf Notizen zurück, die die Autorin während eines etwa halbjährigen Aufenthalts auf der Insel im Jahr 2020 anfertigte – also genau zu Beginn der leider bis heute andauernden Corona-Zeit. Sie besuchte dort einen Intensiv-Sprachkurs und übersetzte Gedichte von taiwanischen Lyrikerinnen. Wie sie im Verlauf des Buches mehrfach erwähnt, verbrachte sie vor etwa zwanzig Jahren zwei Jahre in Chengdu, was darauf schließen lässt, dass sie zu der wachsenden Zahl von Sinologen gehört, die sich, wenn nicht von China ab-, so doch verstärkt Taiwan zuwenden.

In den vergangenen Jahren sind im deutschen Sprachraum einige Bücher über Taiwan erschienen, die eine Mischung aus Reisereportagen, persönlichen Erfahrungsberichten und landeskundlichen Abhandlungen darstellen: etwa Ilka Schneiders *Zwischen Geistern und Gigabytes. Abenteuer Alltag in Taiwan* (2008), Deike Lautenschlägers sehr amüsanten *Fettnäpfchenführer Taiwan. Wo Götter kuppeln und Ärzte gebrochene Herzen heilen* (2016), und ganz neu Stephan Thomes *Gebrauchsanweisung für Taiwan* (2021). Alice Grünfelders neues Buch gehört ebenfalls in diese Reihe, auch wenn es sich schon rein formal deutlich von den anderen hier genannten Werken unterscheidet. Es besteht aus 93 Kapiteln, die gemäß ihrem meist nur aus einem Wort bestehenden Titel alphabetisch angeordnet sind. Aber auch stilistisch hebt sich das neue Buch merklich ab: es ist weitaus reflektierter, meditativer, intellektueller, ja lyrischer. Das ist vielleicht nicht jedermanns Sache, aber gewiss eine interessante Abwechslung.

Schon gleich das erste Kapitel, „Ahnung“, beinhaltet eigentlich gar keine Informationen, sondern nur eine Stimmung, ein Gefühl der Unsicherheit, das nicht unbedingt Taiwan-spezifisch zu nennen ist. „Ankommen“ umfasst nur zwei Sätze, „Gewöhnung“ und „Ruhe“ gar nur einen. Manche dieser Kurzkapitel sind sehr gelungen, etwa „Nach Corona“; andere bestehen lediglich aus einem Gedicht, so etwa „Götter“ und „Shilin“. Einige Kapitel greifen Dinge auf, die in den anderen Büchern nicht oder nur sehr am Rande auftauchen, u. a. „Drachenboot“, „Hunde“, „Jazz“, „Meer“; besonders bemerkenswert fand ich das Kapitel „Obdachlose“. In „Pinselnotizen“ schließlich präsentiert die Autorin eine Art Programmatik ihres Buches.

Intellektueller als üblich wirken Grünfelders Ausführungen vor allem wegen zahlreicher Verweise, so z. B. auf den Lyriker Klaus Merz (10), den Architekturkritiker Vittorio Lampugnani (12), den Philosophen Michel Foucault (13), die Peripatetiker (14), die Theaterwissenschaftlerin Freda Fiala (15), den

Regisseur Werner Herzog (241) und zahlreiche Autoren, die nichts mit Taiwan oder auch nur mit Ostasien zu tun haben. Viele dieser Assoziationen sind zunächst überraschend, oft aber auch originell und erhellend.

Literatur spielt eine große Rolle in diesem Buch, was man nicht zuletzt daran erkennt, dass die Autorin die großartige Literaturzeitschrift *volltext* zitiert; Grünfelder erwähnt aber natürlich in erster Linie taiwanische Autoren, und zwar nicht nur die von ihr übersetzten Lyrikerinnen (Wei-yün Lin-Gorecka 林蔚昀, Yeh Mi-mi 葉覓覓, Mani Niwei 馬尼尼為, Tsai Wan-shuen 蔡宛璇 und andere), sondern z. B. auch Hung Hung 鴻鴻 und Cheng Chiung-ming 鄭炯明 (wobei sie leider konsequent darauf verzichtet, die Schriftzeichen zu den Personennamen anzugeben). Literarisch muten auch viele ihrer Sätze an, etwa dieser: „Leere Häuser sprechen erst recht von den Abwesenden, in der Syntax der Verlassenheit, sie sind wie ein Splitter im Auge des Nachsinnens. Die Ruinen ergeben kein Bild.“ (40) Grünfelders Neigung, in vielen Straßenszenen vor allem Rätsel oder Geheimnisse zu sehen, verleiht dem Text zusätzliches literarisches Flair. Manchmal klingt das jedoch etwas sehr bemüht, zum Beispiel wenn sie einen Satz mit „Nicht wusste ich, dass man...“ (22) beginnt oder die Formulierung „solchartige Texte“ (168) benutzt. Etwas verunglückt wirkt auch der Satz „Die Flüsse befigern die Insel“ (106).

Angesichts der offensichtlich hohen künstlerischen Ansprüche, die die Autorin an sich selber stellt, fällt allerdings ihr inflationärer Gebrauch von Anglizismen negativ auf. Auf S. 183 schreibt sie: „Das Schreiben hilft manchmal bei der Vergewisserung, hilft auch gegen das Verschwinden von Wörtern, wenn mir mitunter ein Wort nur noch auf Englisch oder Chinesisch einfällt, weil es im Deutschen keine Entsprechung gibt oder sie mir zu umständlich erscheint.“ Die Vergewisserung ist jedoch offensichtlich in einigen Fällen ausgeblieben, und so stolpert man über Hot Pot, Zines, contact tracing, Central Weather Bureau, sit-ins, domestic airport, freeway, skytrail, Hot Spring Museum, White Terror Memorial Park, walled city, Futai Street Mansion und so weiter. Mal ist die Rede vom Machangding execution ground (171), mal von der Hinrichtungsstätte Machangding (136), mal von Straße, mal von Road (193). Unschön sind auch Zusammensetzungen wie Highspeedzug (124) oder Care-Bereich (170) sowie wortwörtliche Übersetzungen wie „Identifikationszone zur Luftverteidigung“ (36) oder Komfortfrauen (13). Sogar die Titel literarischer Werke gibt sie auf Englisch wieder („The old capital 古都“, „Death in a stone cell 石室之死亡“, „The Orphan of Asia 亞細亞的孤兒“), nur weil diese eben in englischer Übersetzung vorliegen (immerhin übersetzt sie Hou Hsiao-hsiens 侯孝賢 Filmtitel „Stadt der Traurigkeit 悲情城市“ ins Deutsche). Überdies haben noch einige Modewörter Eingang in ihr Buch gefunden, z. B. Resilienz (29), Profession (30), Aktivitäten (99) und Fake News (169). Unter Mode-Erscheinung verbuche ich auch den Ansatz, die Qualität eines Kabinetts nicht anhand der Qualifikation, sondern des Geschlechts seiner Mitglieder zu beurteilen (89). Sprachlich fragwürdig sind überdies Sinismen wie „Jilong-Fluss“ (95) oder „Bailingqiao-Brücke“ (115).

Auch sachlichen Schnitzern begegnet man gelegentlich, etwa wenn von „Nationalitäten“ statt von Ethnien oder Volksgruppen die Rede ist (30), oder wenn der Name der Sonnenblumenbewegung 太陽花運動 auf die „Übergabe einer großen Menge an Sonnenblumen ans Parlament“ (74) zurückgeführt wird – tatsächlich stellte lediglich einer der jungen Leute, die 2014 das Parlament besetzten, einen Strauß Sonnenblumen auf das Rednerpult. Verwirrend ist, dass sie die im Nationalen Palastmuseum 國立故宮博物院 ausgestellten Kunstwerke als „Raubkunst“ bezeichnet (195) – das sind sie höchstens aus chinesischer Sicht. Die von Helmut Martin und Wolf Baus herausgegebene Anthologie *Blick übers Meer* erschien nicht erst 1991 (258), sondern bereits 1982. „Taiyu [台語]“ ist nicht „eine der Landessprachen“ Taiwans (59), sondern die häufigste Muttersprache auf der Insel. Ob man es als „Dialekt“ bezeichnen will oder nicht, ist linguistische und politische Definitionssache; jedenfalls war es während des Kriegsrechts (1949–1987) nicht pauschal verboten (97), sondern vorrangig in öffentlichen Räumlichkeiten (Schulen, Universitäten, Behörden). In der Unterhaltungsindustrie dagegen, sowohl in Filmen wie auch in der Musik, war das Taiwanesisch auch damals gar nicht so selten anzutreffen.

Der Untertitel des Buches hat eine eindeutig politische Dimension, die insgesamt allerdings relativ wenig Raum einnimmt und vor allem oft in nicht sehr überzeugender Weise behandelt wird. Im Kapitel „Bedrohung“ heißt es beispielsweise, China sei „nicht einmal Feindesland“, sondern spräche „dieselbe Sprache“ wie Taiwan (29) – beides zweifelhafte Aussagen. Und anders als es im Kapitel „Krieg“ dargestellt wird, haben chinesische Militärflugzeuge bislang noch nie den taiwanischen Luftraum verletzt, und natürlich sind sie auch noch nie über Tainan hinweggeflogen (127–128). Hier verwechselt Grünfelder die Luftraumüberwachungszone mit dem Luftraum, dessen Verletzung nicht mehr nur ein provokativer, sondern ein kriegerischer Akt wäre. Außerdem: Litauen hat keine Botschaft in Taipeh eröffnet (33); nicht Taiwan drohte mit „Rückeroberung des Festlands“, sondern Chiang Kai-shek 蔣介石 (35); und nicht Taiwan wurde der UN-Sitz entzogen, sondern der Republik China (191). Im Kapitel „Frieden“ wird die Floskel vom „status quo“ (82) bemüht, die sich schon lange erledigt hat, denn welcher status quo soll damit gemeint sein? Der vom letzten Jahr? Der vor zehn Jahren? Die stetig zunehmenden chinesischen Provokationen und Aggressionen verändern die Lage faktisch im Wochentakt, so dass es dringend vonnöten wäre, den erwünschten Status präziser zu definieren. Und auf die vorwurfsvoll klingende Feststellung, dass es in Taiwan gar keine Friedensbewegung gebe (83), kann man nur entgegenen: Zum Glück! Denn sobald Taiwan zum Pazifismus konvertiert, wird es innerhalb kürzester Zeit kommunistisch werden. Zum Glück gibt die Autorin der Taiwan-Expertin Simona Grano von der Universität Zürich die Gelegenheit, einiges zurechtzurücken und die Dinge realistischer zu betrachten.

Die Autorin konnte darüber hinaus nicht ahnen, dass zwei Kapitel ihres Buches, nämlich „Bedrohung“ und „Frieden“, bereits zum Zeitpunkt der Drucklegung von

der Wirklichkeit überholt wurden – der Wehrwille der taiwanischen Bevölkerung ist mittlerweile, nämlich seit dem russischen Angriff auf die Ukraine, deutlich ausgeprägter als noch von Grünfelder wahrgenommen.

Trotz gewisser Schwächen ist dieses Buch eine unterhaltsame Lektüre für alle, die an Taiwan interessiert sind, vor allem dann, wenn sie einen Hang zur Literatur haben.

**Thilo Diefenbach**  
thdfb@hotmail.com